



HANS-ULRICH SCHLUMPF  
(TEXT) UND  
PIO CORRADI (BILD)

### Der Traum der Bodenlosen

Die Schreber- oder Familiengärten sind ein Spiegel der freien Zeit und der mit ihr verbundenen Freuden und Konflikte. Nach einer soziologischen Untersuchung

«Arbeit in der Freizeit», die Dieter Hanhart in der Stadt Zürich 1964 durchgeführt hat, wird Gartenarbeit bereits an vierter Stelle der meistgewünschten Freizeitbeschäftigungen genannt. Es ist das erste speziellere Hobby, denn die drei

vorangehenden Wunschbeschäftigungen gehören wohl zum Alltag von jedermann: Zeitung lesen, Ausflüge machen und Spazierengehen. Mit steigendem Alter nimmt der Wunsch nach einem eigenen Garten stark zu. — In der Schweiz sind es etwa

30 000 Pächterinnen und Pächter, die ihren «Pflanzblätz» haben. In Zürich gab es 1975 6067 Gärten mit einer Gesamtfläche von 1 455 075 qm. Die Bilanzsumme des «Vereins für Familiengärten in Zürich» betrug über 1,6 Mio. Franken.

Hunderte sind in Listen eingetragen und warten auf ein Areal, denn durch das explosionshafte Anwachsen der Stadt sind in den vergangenen zwanzig Jahren rund 3000 Gärten überbaut worden. Heute nimmt ihre Zahl allerdings wieder leicht

zu, da die Behörden die Bedeutung dieser Freizeitbeschäftigung erkannt haben. Die Bewegung ist in ganz Nordeuropa im Wachsen; eine Million Familien aus zwölf Ländern haben sich heute in der «Grünen Internationale» zusammengeschlossen.



Die Familiengärten sind aus den Allmenden, den Bürgergärten und den Armengärten herausgewachsen. Schon seit Jahrhunderten stellten die Gemeinwesen ihren Bürgern Allmende oder Land zur Bewirtschaftung zur Verfügung. In Zürich zum Beispiel gab es solche Bürgergärten beim Platzspitz. Der eigentliche Auslöser für die Familiengartenbewegung hatte aber wirtschaftliche und soziale Hintergründe: 1819 erliess die englische Regierung ein Gesetz, welches darauf abzielte, armen und erwerbslosen Bürgern Land zum Pflanzen bereitzustellen. Damit sollte der Hunger in den unteren Bevölkerungsschichten durch ein Programm der Selbsthilfe bekämpft werden. Solche «Armengärten» machten schnell Schule und entstanden auch in deutschen Städten. Dort verband sich die Bewegung der Armengärten mit derjenigen um den Arzt Daniel Gottlieb Moritz Schreber, der einer seiner Meinung nach sittlich gefährdeten Stadtjugend die Gartenarbeit zur Ertüchtigung und Reinigung von Geist und Seele verschrieb. Noch im Satz des Pächters Paul Kielholz: «Ich habe eigentlich Gärtnern gelernt als Stadtbub, wenn ich jeweils eine Strafe einfieng...» klingt Schrebers Strafenreden nach. Es ist eigentlich ein gutes Zeichen, dass sich heutige Familiengärtner gegen den Namen «Schrebergarten» wehren. Es gibt keinen Grund, das Andenken an diesen autoritären «Erzieher» hochzuhalten.

Gerade in Zürich spiegelt das Aufkommen der Kleingärten ein wichtiges Stück Sozialgeschichte wider. Es waren Industrieunternehmen, welche ihren Arbeitern zuerst Pflanzareale anboten. Nachdem aus dem Kampf um menschenwürdige Arbeitszeiten am Ende des 19. Jahrhunderts die Arbeiter als Sieger hervorgegangen waren, entstand allmählich das, was man «Freizeit» nennt. Gleichzeitig war bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts die Bevölkerung unterernährt. Die meisten Pächtervereinigungen entstanden während der Lebensmittelverknappung im Ersten Weltkrieg. Während des Zweiten Weltkriegs waren die Familiengärten Bestandteil der Anbauschlacht. Mit anderen Worten: die Familiengärten dienten bis nach dem Zweiten Weltkrieg in erster Linie der Versorgung der unteren Schichten, waren also Teil der Arbeitswelt.

HANS-ULRICH SCHLUMPF ist Kunsthistoriker und Filmemacher. Er hat soeben einen Fernsehfilm «Wir und das Dorftheater» abgeschlossen und arbeitet an einem Film über Freizeitbeschäftigungen mit dem Arbeitstitel «Hobby»; auch die Schrebergärtner kommen darin vor. - PIO CORRADI ist Kameramann und Mitarbeiter Schlumpfs.

Die heutigen Familiengärten haben wenig mehr mit Hunger zu tun, wie schon der Wandel im Namen zeigt. Noch immer aber vermag ein Garten ein Haushaltbudget zu entlasten, denn die Pacht eines Gartens und der Hütte übersteigt selten 100 Fr. pro Jahr, meistens ist sie tiefer. Heute sind die Motivationen für den Garten andere: gesundes Gemüse, frische Luft, Sonne, Verbundenheit mit der Natur, körperliche Arbeit als Ausgleich zu Sitzberufen, und vor allem: ein eigenes Stück Land und ein Häuschen drauf für die, welche kein Eigenheim besitzen, sondern in den Wohnsilos der Vorstädte wohnen müssen. Die Familiengärten werden somit auch zu Weekend- und Ferienhaus-Siedlungen. Es gibt Hütten, die schon keine mehr sind, in welche 20 000 Franken und mehr verbaut wurden.

Ein Politiker nannte das im Lokalkomitee Industrie organisierte Gebiet der Herdern und der Vulkanstrasse in Zürich verächtlich das «Scherbenviertel». Dynamisch-aufgeschlossene Zeitgenossen sind wohl froh, dass dieses Zeugnis unanständig bescheidener Zeiten untergeht. Von den Menschen, die damit ihren liebsten Lebensraum verlieren, spricht kaum jemand.

Den Hintergrund der Einzelschicksale bildet die rasante Entwicklung der Stadt, die Verwandlung einer Landschaft in Stadt. Paul Kielholz erzählt:

«Als ich noch Knabe war, war die Herdern, das ganze Areal, ein grosses Ried. Und ich kann mich noch ganz gut erinnern, an der Manessestrasse draussen hat man übers ganze Tal hinaus gehört, wie die Frösche quakten. Ich ging da noch mit meinem Vater Kanonenputzer schneiden. Und dann wurde dort zwischen sechs und acht Meter Schutt aufgefüllt und darauf eine kleine Humusschicht, und das gab dann viele Familiengärten. Darum wuchsen am Anfang in diesen Gärten die Pflanzen nicht so gut, weil immer wieder Vergärungsgase an die Oberfläche stiegen. Man konnte Bäume setzen, und die waren nach zwei Jahren kaputt, die wuchsen nicht.»

Zwei pensionierte SBB-Angestellte, die von Anfang an ihren Garten in diesem Gebiet hatten und den Humus noch kübelweise selbst heranschleppten, um die Erde zu verbessern, erinnern sich:

«In den zwanziger und dreissiger Jahren wurden hier diese Lailöcher aufgefüllt mit dem Kehrichtfuhrwerk. Früher hatte die Stadt zwei Rosse und einen Brückenwagen. Sie fuhren mit dem Gespann hierher und fingen mit Auffüllen an. Da hatte es immer etwa zehn bis fünfzehn Personen, die den Güsel nochmals verlesen haben. Während des Krieges, als sie die Schlacken brachten, hatte es immer noch etwas Kohle darin, die man brauchen konnte.

Neben dem Kehricht wurde von der Stadt auch etwas Humus herangeführt, um den mit allen Mitteln gekämpft wurde. Man zahlte den Chauffeuren Trinkgelder, damit sie die Erde im eigenen Garten abladen. Ein Kohleschlepper des LVZ erzählt, dass er dem benachbarten Gartenordner an einem Morgen den ganzen Humus aus dem Garten führte, weil jener ihm lediglich mit Bauschutt vermengte Erde überlassen hatte.

Ein grosser Teil des Gebietes Herdern gehört den SBB. Ende der zwanziger Jahre, Anfang der dreissiger Jahre wurden die Bähnler vor allem auf dem Land rekrutiert. Deshalb kommen die meisten Pächter aus anderen Kantonen, vor allem aus der Ost- und der Inner-schweiz. Sie sind Bauernsöhne, und immer wieder dringt die Liebe zum Garten, das Bedürfnis nach etwas eigenem Boden durch, den man bearbeiten kann. Die unregelmässigen Arbeitszeiten erleichtern die Tätigkeit im Garten. Das Grossunternehmen SBB hat seinen Arbeitern bewusst den Weg zur Verbringerung der Freizeit im Garten gewiesen. In der Meinung wohl, dass dies für sie besser sei, als in Wirtschaften herumzusitzen.

Natürlich spielten die wirtschaftlichen Überlegungen für den einzelnen eine ebenso grosse Rolle. Ein pensionierter Pächter ereifert sich: «Ein Stadtrat sagte, unsere Gärten seien nur ein Hobby. Wenn ich den Namen von dem wüsste, würde ich dem einen Brief schreiben, dem. Ich hätte dem dann Hobby gegeben, dem. Wir haben keine Löhne von drei- und viertausend Franken (!) im Monat, womit man teure Sachen kaufen kann, wie diese Stadträte da. Wir müssen sehr haushalten mit der kleinen Pension, die wir bekommen.»

Die Unternehmungen haben zweifellos davon profitiert, dass ihre Arbeiter ihr Gemüse selbst anbauen.

Aber wie gesagt, heute haben sich die Gründe für den Garten gewandelt. Herr Koller treibt biologisch-dynamischen Gartenbau und führt mich in seinem Areal herum. Für jede Pflanze gibt es bestimmte Tage, an denen es gut ist zu säen, zu düngen, zu ernten. Die Mondphasen spielen dabei eine wichtige Rolle. In einer dicken Agenda notiert Herr Koller täglich das Wetter, die Mondphase und was er gemacht hat. Mit roter Farbe hat er bereits zu Beginn des Jahres alle bevorstehenden Tätigkeiten Tag für Tag eingetragen.

Eine Wissenschaft ist das Düngen. Mit Stolz rührt er in einem Trog mit Brennesselgülle. Das stinkt gewaltig. Den Trog hat er als Maurer selbst gebaut, zwei Kubikmeter gross ist er. In der ganzen Umgebung kennt er alle Brennesselsträucher, die er im Lauf des

Jahres mehrere Male aberntet. Es gibt leider nicht mehr viele, da überall Herbizide gespritzt werden. Zwischen zwei Glasplatten zerreibt er Quarzkristalle zu feinem Pulver, das dann an einem bestimmten Tag dem Komposthaufen zugeführt wird. Im hinteren Teil des Gartens hat er einige Abteile eingerichtet, wo alle Abfälle kompostiert werden. Neben dem Quarzpulver werden die Komposthaufen auch mit Kuhmist «geimpft», der in Kuhhörner eingefüllt an einem anderen Ort für eine Saison lang in Sand eingegraben war. Die Beete sind mit verschiedenfarbigen Pflöcken in Zonen eingeteilt. Es ist wichtig, dass die richtigen Pflanzen zusammengepflanzt werden, die Einteilung erleichtert die Kontrolle. Noch raffinierter sind die Hochbeete. In verschiedenen Schichten aus Erde, Lehm, Torf, Humus, Laub und Zweigen wird ein Hügel in der Länge eines Beetes aufgebaut. Sieht aus wie ein Grabhügel, auf dem Gemüse wächst.

Gar nicht verstehen kann Herr Koller, dass sein Traubenstock, der frei in einem verlotterten, aus alten Fenstern aufgebauten Gewächshaus herumwuchert, nur eine einzige Traube hervorgebracht hat. Seine Produkte verkauft er an eine Stammkundschaft, die nur biologisch-dynamisches Gemüse isst.

Im Augenblick hat er Mühe mit seinen Nachbarn. Drei von diesen knallen nämlich wie die Kinder mit Signalpetarden herum, nicht nur am ersten August. Das ging ihm so auf die Nerven - vor allem auch wegen der «giftigen» Hülsen, die er überall in seinem Garten findet -, dass er eines Tages die Polizei holte. Damit verstieß er klar gegen den Pächterkodex. Obschon auch andere keine Freude haben an der Knallerei, die Polizei holt man nicht. Herr Koller hat drei Gärten, was nicht erlaubt ist, weil es zu viele Anwärter hat. Die Rache ist beschlossen: man will dafür sorgen, dass Koller zwei seiner Gärten abgeben muss...

Jeder hat in seinem Garten so seine Spezialität, sei es, dass er auf eine bestimmte Anbaumethode schwört, sei es, dass er ganz bestimmte Pflanzen pflegt wie Lehrer Kielholz, sei es, dass er eine besonders schöne Hütte hat wie Frau Koch, oder sei es, dass er Zwergkanninchen züchtet wie Herr Stauffer. Herr Mäuli meint:

«Wir sind ja verheiratet mit unseren Pflanzen, wir können ja nicht anders. Ich glaube, ich würde sterben, wenn ich einmal nicht hier, sondern auswärts wäre. Am Abend, wenn ich heimkomme, muss ich doch schnell schauen gehen! Es ist einfach der Plausch, dass man an einem Ort eine Ecke hat, wo man weiss wohin gehen!»

Der Garten befriedigt so eine Reihe von Grundbedürfnissen und





«Und das ist ja, was der Mensch braucht . . .



. . . ein Platz, wo er sein kann»



vielfach auch ausgefallene Bedürfnisse. Eines der wichtigsten ist die Beziehung zur Erde und zur Natur. Im Umstechen, Schaufeln, Jäten, Lockern, Säen, Düngen, Wässern, Ernten findet der Städter wieder einen Zugang zur Primärproduktion von Nahrung. Man weiss dann auch, was man isst. Gesundheit wird gross geschrieben. Eine Handvoll Erde durch die Hand rieseln lassen stillt die Sehnsucht nach Heimat und Bodenverbundenheit, nach der wahren Geschichte von der Entstehung des Brotes, wie sie nicht nur im Lesebuch der Schule steht. Man sitzt im Frühling vor den Beeten und sieht zu, wie's wächst. Die Jüngeren und Mittelalterlichen arbeiten in verkommene Shorts und Bikinis, sind braungebrannt und duschen sich im Sommer zwischendurch kalt mit der Spritzkanne. Auf dem Liegestuhl mit der geblühten Schaumstoffmatratze liegt die Schwiegermutter, halb entblöset und schläft. Sie isst zuviel und ist noch ganz bleich.

Frau Lang, weisshaarig und Bubikopffrisur, badet ihre Gartenzwerge, und wie sie einen zwischen den Beinen wäscht, meint sie, die seien wenigstens nicht gefährlich. Auch ihre drei Schildkröten, die sie von einem malenden pensionierten Polizisten erhalten hat, befügen ihre Phantasie. Sie zeigt uns das Männchen: «Das ist ein ganz Verrückter. Ich sage euch, wenn der jeweils auf einer oben sitzt, die machen einen Mais, ich höre es schon von weitem.»

Ihre Spezialität ist der Wein. Die Traubenstöcke haben in all den Jahren eine grosse Laube gebildet. 800 Liter hat sie jeweils gekelert, als ihr Mann noch lebte. Sie zieht ein abgegriffenes Familienheftli aus den vierziger Jahren hervor, in dem eine Reportage über sie und ihren Weinbau in der Herdern erschienen ist.

Tiere dürfen normalerweise nicht gehalten werden. In der Herdern gibt es aber ein Areal speziell für Tierliebhaber. Frau Müller hat ein gutes Dutzend Hunde und über 30 Katzen. Die Geruchskulisse ist entsprechend. Zahlreiche Ställe und Gehege sind durch Gänge, Laufstege und Tunnels miteinander verbunden, in denen die Katzen herumdüsen und die Hunde kläffend hin und her springen. Der Eingang und der Sitzplatz sind reichlich mit Plastikvögeln, Schneewittchen und den sieben und anderen Gartenzwerge sowie Störchen ausgestattet. Sie ist nicht sehr gesprächig und bemüht sich vergeblich, ihre aufgeregten Hunde zu beruhigen: «Sooo, bravi, bravi sein, jetzt, ja, ja, ja, Lieber, bravi sein...» usw. Wenn ihr die Geduld ausgeht, schreit sie oder wirft einen Stein nach dem Unbotmässigen, um ihn dann zwei Minuten später wieder mit Biskuits zu füttern.

An schönen Sonntagen riecht's in den Gartenarealen nach gebrauchten Cervelas, Bratwürsten und Poulets. Die Schweizerfahnen sind hochgezogen. Arbeit ist sonntags verboten, so wird gefeiert. Meist kommen Verwandte und Bekannte auf Beusch – jene, die nicht einmal einen Familiengarten haben. Getrunken wird viel, so geht es laut zu und her. Man unterhält sich mit Spielen: Jassen, Pfeilwerfen, Luftgewehrschiessen, Boules, Federball. Später dösen ganze Familien nieder- und ausgestreckt auf den Sitzplätzen.

Das schönste und wichtigste Fest im Lauf eines Familiengarten-Jahres ist der erste August. Frau Koch hat wie jedes Jahr «open house» und ist mit Schokoladentorten, Cakes, Apfelstrudel, Kaffee, Wein und Schnaps gut gerüstet. Die Vorbereitungen beginnen schon am frühen Nachmittag: Lampions werden aufgehängt, Tisch und Stühle organisiert. Gegen Abend treffen die ersten Gäste ein, Familienmitglieder und Freunde. Auch in den anderen Gärten wird gefestet. Die Nachbarn gehen sich gegenseitig ein zutrinken, und beim Einnachten ist bereits eine Bombenstimmung im Areal. Patriotismus ist trotz Schweizerfahne nicht gefragt, um so mehr Handorgelmusik und Feuerwerk. Beim Gartenvogt lärmt der Benzinmotor zur elektrischen Beleuchtung seiner vorbildlichen Hütte. Durch die Bohnen und Beeren glimmen auf allen Seiten die Lampione. Die Leute bei Kochs sind ausgelassen, unkompliziert und laden jeden ein, der vorbeikommt. Für gute hundert Franken wird Feuerwerk abgebrannt, das gehört einfach dazu. Die Kinder ziehen mit Fackeln und Lampions durch die Gärten. Es fallen faule Witze und es wird «Trittst im Morgenrot daher...» angestimmt, ohne dass die Runde einfällt. Mehr Erfolg hat «S' Ramseiers wei go graase...». Da es das Jahr sehr kalt ist, dauert das Fest nicht bis in den Morgen.

Es ist verboten, in den Hütten zu übernachten. Die Vorschriften über die maximal zulässigen Ausmasse der Hütten verhindern dies bereits. Man sagt, dies sei beabsichtigt, um die guten Sitten zu wahren. Dennoch gibt es viele Hütten mit einem Bett, und man hört etwa Andeutungen über darin stattfindende Schäferstündchen.

Da sich die Bedürfnisse der einzelnen stossen, sind Verträge, Reglemente und Organisationen nötig. In Zürich sind alle Pächter im «Verein für Familiengärten» organisiert. Dieser Dachverband ist Partner der Stadtverwaltung. Das eigentliche Vereinsleben spielt sich in den 13 Lokalkomitees ab, deren Präsidenten zusammen mit ebenso vielen direkt gewählten Mitgliedern im Zentralvorstand sitzen. Die

Lokalkomitees sind autonom und ordnen ihre Angelegenheit selbst.

Jedes Areal hat eine Anzahl Gartenordner, «Gartenvögte», wie die Pächter sagen. Sie sorgen dafür, dass die Vorschriften «strikte» eingehalten werden.

«Den gemeinnützigen Vereinszweck störendes Verhalten, Vernachlässigung des Gartens» usw. wird nach einmaliger Mahnung mit Kündigung bestraft. Jährlich werden vom Präsidenten und seinen Gartenordnern Kontrollen durchgeführt. Zahlreich sind die Ermahnungen und Warnungen an die Pächter im Vereinsorgan «Der Gartenfreund»: «Torfballen sind zu tarnen» und «Die Gärten sollen bis zum Fest eine mustergültige Ordnung aufweisen und den Spiegel der Gruppe darstellen». Auch sind «saubere Wege die beste Visitenkarte eines Hobbygärtners» und «Halte Ordnung wie bisher, denn wie gesagt: mit einer verstärkten Bise müsst ihr rechnen.» Schliesslich werden «sämtliche Areale inspiziert und strenge Massstäbe angelegt» und «Zwiderhandelnde zur Zwangsarbeit im Depot angehalten». Pächter und Lehrer Kielholz kommentiert dies so:

«Das waren die, welche das Land seinerzeit übernehmen und die Familiengärten einrichten mussten. Und da wollte man wie auf einem Friedhof eine gewisse Ordnung anstreben. Und dieses Prinzip «Äs müass halt ordentlich wärdä» und «Äs cha nö eifach ä sone verhüenereti Sach si» ist irgendwie durchgedrungen. So wie alle Städte etwas geometrisch gemacht sind. Diese Leute, die haben zuerst das Ordnungsprinzip gesehen.»

So sind die «Ordnungstendenzen» in den Gärten nicht nur ein Spiegel der Gruppe, sondern ein Spiegel gesamtgesellschaftlicher Vorgänge. Die zunehmende Bürokratisierung und Reglementierung auch der Freizeit geht einher mit einer zunehmenden Normierung des Verhaltens der Menschen, das sich zum Beispiel in der Normierung der Gartenhäuser, dessen, was man haben muss usw. ausdrückt. Aber das gehört bereits zum Thema «Vermarktung der Freizeit».

Zu diesem Bild passt auch das allmähliche Verschwinden der Pächtervereinigungen, die eine alte Tradition haben und gewissermassen eine Selbstorganisation der Pächter zur Weiterbildung in Gartenbelangen und zum kollektiven Einkauf von Dünger, Saatgut, Schädlingsbekämpfungsmitteln usw. sind. Viele Lokalkomitee-Präsidenten dulden unter keinen Umständen eine Pächtervereinigung neben dem Familiengartenverein, weil das «Zweispurigkeit» gebe. «Und wenn dann Reklamationen oder irgend etwas kämen, haben die Angst, dass dann die Pächter etwas gegen sie unternehmen

könnten und dort etwa extra Sitzung haben würden», sagt uns ein Informant.

«Fronarbeit» gibt es nicht nur als Strafe. Jeder Pächter ist verpflichtet, «bei den vom Lokalkomitee angeordneten gemeinsamen Arbeiten (wie Erstellung von Einzäunungen, Wasserleitungen, Weganlagen usw.) mitzuhelfen» oder im Verhinderungsfalle dafür zu zahlen. Auch dieses solidarische Element innerhalb der Pächterschaft ist durch die erhöhte Kaufkraft anscheinend mehr und mehr am Verschwinden. Insofern tragen die Pächter selbst zur Normierung bei, als sie zunehmend erwarten, dass ihnen die Stadt bereits fertig eingerichtete Areale zur Verfügung stellt.

Die Hobby- und Familiengärtner sind unterdessen zu einer umwobenen Käuferschicht geworden. Ihre Normierung und die Normierung der Freizeitwelt läuft parallel mit der Erschliessung einer neuen Kaufklasse, die eben erst gerade zu verfügbarem Geld gekommen ist. So ist das «Rosenglück» zum Beispiel keine Glückssache mehr, dann nämlich nicht, «wenn wir unsere Rosen richtig nähren und pflegen»: «Darum bekommen unsere Rosenliebhaber gleich nach dem Frühjahrsschnitt eine währschafte Portion Gesal-Rosendünger.»

Das Schönheitsrezept für Prachtrosen heisst: «Von Frühling bis Spätsommer – alle 14 Tage – Gesal-Rosenspritzmittel.»

Nehmen wir einmal an, dass die 30 000 Pächter der Schweiz diesen Rat befolgen und zwölfmal in einer Saison je drei Liter Spritzmittel-Lösung versprühen, so macht das bereits eine Menge von 1,08 Millionen Liter Gesal, Giftklasse 5, aus. Da es ja auch noch die Kräu-selkrankheit der Pfirsiche gibt, den Schorf der Äpfel, die lästigen Blattläuse, Nachtschnecken und Erdwürmer usw., schliesslich mit Herbiziden leichter zu jäten ist als von Hand, kann man sich eine Vorstellung davon machen, was da alles im Boden und in den Kassen versickert.

Gerade unter den Familiengärtnern ist allerdings eine stark gegenläufige Tendenz vorhanden: biologischer oder dynamisch-biologischer Gartenbau, ungespritztes Gemüse und Obst sind für viele ein Hauptgrund für ihren Garten. Und «Der Gartenfreund» stellt in einem kritischen Artikel zur Schädlingsbekämpfung lapidar fest: «Ausgerechnet wir Menschen betiteln andere Lebewesen als «Schädlinge.»

Ein wesentliches Element der Kreativität des einzelnen konnte sich im Bau der Hütte verwirklichen, wird aber heute durch die von der Stadt vorfinanzierten Normhäuser in allen neueren Anlagen ausgeschaltet. Das in der





«Wir sind ja verheiratet mit unseren Pflanzen, wir können ja nicht anders.»



«Ich glaube, ich würde sterben, wenn ich einmal nicht hier, sondern auswärts wäre.»



Bilanz 1974 ausgewiesene Darlehen für Gartenhäuser beträgt rund 1,14 Millionen Franken. Rechte Aufträge für Schreiner also. Die vom Pächter geforderte Amortisation ist bescheiden und beträgt zwischen 20 und 30 Franken im Jahr. Unterdessen haben die Warenhäuser den neuen Markt entdeckt. Eines bietet in seinem Versandkatalog auf zwei prächtigen Farbseiten Gartenhäuser von 398 Franken (Typ «Bergell») bis zu 1790 Franken an (Typ «Bern Super»).

Das «Scherbenviertel» von Zürich (so benannt wegen der «lotrigen» Häuser, die noch selbst gebaut wurden) und der «Juchhof» – eine neuere «vorbildliche» Gartenanlage mit Normhäusern – gehören beide zum selben Lokalkomitee. Im einen Areal sind Leiterwagen und Velos Haupttransportmittel, im anderen stehen Opel Rekords auf der Strasse; zwei Welten, zwei Generationen, die eine bald verschwunden.

In den Familiengärten finden wir «gewöhnliche Leute» mit einem «gewöhnlichen Hobby» und einem «gewöhnlichen Beruf». Über die vielfach geradezu penetrante «Gewöhnlichkeit» der Familiengärtner kann man natürlich leicht lachen, vor allem dann, wenn man sein eigenes Haus, seinen eigenen Garten, sein eigenes Ferienhaus und seine eigenen Reserven hat. Es waren oft Aufsteiger, die in Arbeiterfamilien mit Garten aufgewachsen sind, die besonders heftig reagierten und nicht verstanden, dass man sich mit diesen «Spiessern» beschäftigen kann. Und ein Herr Doktor lässt sich in einer Sendung des Schweizer Fernsehens nicht mit dem Gesicht filmen, weil er Angst hat, von seinen Standeskollegen verhöhnt zu werden.

Der Traum von der «Gartenlaube», der kleinen Idylle, der «eigenen» Scholle, der «heilen Welt» ist der Traum der Heimatlosen, der Bodenlosen, derer, die sich nicht mehr heimisch fühlen. Auffallend die politische Resignation, die man da überall findet: «Die da oben machen ja doch, was sie wollen.» Sind dieser Leute Glücksvorstellungen so verschieden von den meinen, den unseren? Hinter dem Wunsch nach einem Stück «heiler Welt» steht das allgemeinere Bedürfnis nach Geborgenheit, Wärme und Liebe. Je schneller sich diese Welt wandelt, desto stärker wird das Verlangen nach einem Eigenen, einem gesicherten Bezirk, in dem die Verhältnisse überblickbar sind und überblickbar bleiben. Es gibt verschiedene Wege, sich in dieser chaotischen Welt einzurichten, von der Geisteskrankheit über die Hatz nach Geld bis eben zum «Normalen»: einem Garten. Aber auch der ist alles andere als sicher, wenn man zu den Bodenlosen gehört.

«Die Gärten müssen wir ja sowieso räumen. Wir haben die Kündigung bekommen. Ja wissen Sie, das tut mir schon leid. Hauptsächlich die Rosenstöcke, die schönen Rosen. Alte Rosenstöcke können sie nicht mehr versetzen! Das ist aus! Ich bin schon etwa dreissig Jahre hier. Man ist hier zu Hause. Wenn's einem passt, dann liegt man ab, und man kann hier heizen und kochen, was man will. Man ist so für sich, oder? Und das ist ja das, was der Mensch braucht: so ein Platz, wo er sein kann.»

Frau Bernhard ist eine der 152 Pächterinnen und Pächter des «Scherbenviertels», die letztes Jahr die Kündigung ihres Gartens erhalten haben. Das ganze Herdern-Areal liegt in der Industriezone und ist Baulandreserve der Stadt Zürich und der SBB. Da sich der Zürcher Engrosmarkt im Eilgutbahnhof unter misslichen Umständen abwickeln muss, wurde seit langem eine zentrale Engrosmarkthalle geplant. Als Standort für diesen Neubau wurde die Herdern bestimmt.

Das Projekt liegt schon seit 40 Jahren in den Schubladen und geisterte immer wieder durch die Räte. Es bedurfte der rührigen Zürich Transport AG (Flughafen, Express-Strassen-Y), um das 38,25-Millionen-Projekt zusammen mit der Behördendelegation des Kantons und der Stadt Zürich sowie den SBB innert kurzer Zeit wieder zum Leben zu erwecken. Dahinter stehen grössere Pläne. Der heutige Engrosmarkt behindert den Bau des unterirdischen Durchgangsbahnhofs Museumstrasse, und dieser wiederum ist Teil des S-Bahn-Konzeptes Zürichberglinie, das auf eine halbe Milliarde Franken geschätzt wird.

Bei diesen Grössenordnungen hat natürlich niemand Zeit, sich mit «Schrebergärtnern» herumzuschlagen. Die Stimmung bei den Betroffenen ist denn auch entsprechend. Man hatte es nicht einmal für nötig befunden, die Pächterinnen und Pächter von der Notwendigkeit dieses Projekts auf ihren Arealen zu überzeugen. Im Kantonsrat gab der Engrosmarkt Herdern in der Sitzung vom 31. Mai 1976 viel zu reden, vor allem der Finanzierungsplan. Die Hauptlast der Investitionen wird vom Staat getragen, die Stimmenmehrheit in der geplanten Aktiengesellschaft haben jedoch Private. In der Debatte wunderte sich schliesslich Kantonsrat Walker, «dass man nicht von den vielen Leuten spricht, die auf dem fraglichen Areal Schrebergärten unterhalten. Ist die Regierung bereit, diesen Leuten in zumutbarer Nähe Realersatz zu verschaffen?» Regierungsrat Künzi antwortete, «dass sich die Stadt Zürich dafür einsetzen werde, dass den betroffenen Schrebergärtnern nach Möglichkeit Realersatz geboten wird.»

In den Mitteilungen des Lokalkomitees Industrie hört sich das dann so an: «In der Herdern sind für die projektierte Engrosmarkthalle eine Anzahl Pachtverhältnisse gekündigt worden. Unser Lokalkomitee verliert dadurch 152 Gärten, ohne dass Aussicht auf Realersatz besteht. Eine grössere Anzahl der betroffenen Pächter wünscht wieder einen Garten. Um möglichst viele Interessenten berücksichtigen zu können, sind gewisse rigorose Massnahmen erforderlich. So werden wir ausser der Teilung von Doppelgärten den nicht in Zürich steuerpflichtigen Pächtern, gestützt auf den Pachtvertrag, kündigen. Sodann werden wir künftig noch vermehrt auf die Einhaltung der Gartenordnung achten und renitenten Pächtern den Garten nach einmaliger Ermahnung unnachlässig entziehen. Wir rechnen mit dem Verständnis unserer Pächter für diese ungeschätzten Anordnungen und wünschen Ihnen ein gesegnetes Gartenjahr. Der Vorstand.»

«Man sprach schon seit einem Jahr davon. Zuerst haben sie ja im April (1976) auf den Oktober gekündigt. Dann hat man natürlich hier geschimpft, so mitten im Sommer alles abräumen auf den Oktober. Die Frauen haben dann diese Schimpferei weniger mitgemacht. Sie haben Unterschriften gesammelt und haben diese Unterschriften zusammen mit dem Gesuch, dass man zuerst die Abstimmung abwarten und dann abräumen solle, an ihre Fürbitterin, die Lieberherr, geschickt. Und dann wurde dieses Gesuch prompt bewilligt. Wir haben im grossen und ganzen vor diesen Frauen noch Respekt gehabt. Wir Männer machen die Faust im Sack und fluchen und wettern, und die Frauen sind drauf und haben Unterschriften gesammelt. Die waren intelligenter als wir, ganz sicher! Die haben das schon recht gemacht.»

Die Entscheidung fiel am 5. Dezember 1976, als die Zürcher über den Beitrag von 12,56 Mio. Franken der Stadt an die Engrosmarkthalle abzustimmen hatten.

«Mit den Arbeitsplätzen wird argumentiert, da fallen alle um, da stimmen alle ja! Und den alten Leuten sagen sie, wenn ihr nicht ja stimmt, dann müssen wir mit der AHV herunter. Genau! Und was macht die Stadt? Sie verbaut alles, damit du nicht mehr in der Stadt wohnen kannst. Da wird immer vom Erholungswert der Gärten geredet... Und dann baust du fünf Jahre lang ein Haus, und wenn du etwas Rechtes hast, kannst du abfahren.»

Zuerst hiess es: wartet, wartet, es geht mindestens noch ein Jahr, bis hier angefangen wird. Auf einmal ist dann der Anschlag gekommen, im Dezember: bumms, fort und adieu! Was soll man da machen? Bodeneben abräumen, heisst es.

Und wenn man es nicht macht, wird man gebüsst. Ein über achtzigjähriger Mann kann doch, gottverdorria, seine Hütte und seine Bäume nicht abräumen! Da sollten die doch soviel Verstand haben und sagen: gut, wir lassen es sein, wir walzen es mit dem Trax zusammen. Aber nein, im Vertrag steht es so und Schluss. Fragt niemand, wie die das machen. Der Nachbar auch, der Mann ist krank und kann kaum laufen, die Frau ist auch schon älter, was sollen die machen? Man kann doch nicht von diesen alten Leuten verlangen, dass sie ihre Hütten abbrechen.»

Doch, man kann. Die Zürcher Stimmbürger nahmen mit grosser Mehrheit den Kredit für die Engrosmarkthalle an. Die Liegenschaftsverwaltung der Stadt Zürich sprach darauf sofort die endgültige Kündigung für die Gärten auf den 1. Februar 1977 aus. Während Wochen sah man im Januar und im Februar die im «Scherbenviertel» alt gewordenen Bewohner dieser Stadt ihre mit ihnen gross gewordenen Bäume fällen, mit Velos und Leiterwagen alles noch Brauchbare fortschleppen, ihre selbstgebauten Häuser abbrechen – Abschied einer bescheidenen Generation. Ist es herzlose Schlamperei oder der beispiellose Zynismus satter Technokraten, dass dies verlangt wurde, obschon das Gelände ohnehin mit Trax planiert werden musste?

«Nach der Abstimmung hatte die Liegenschaftsverwaltung eine ganz kurzfristige Kündigung geschickt. Man hat zum voraus gesehen, dass das nicht geht. Es hätte einen schönen Winter geben müssen, aber das war ja nicht der Fall. Den ganzen Dezember pickelharter Boden und nachher 40 Zentimeter Schnee und dann das Schmelzwasser, wie wir es jetzt gehabt haben. Und so haben sie die alten Leute, siebzehnjährige Leute hat man in den Dreck hinausgeschickt! Ich darf ruhig sagen: das kann man Bürokraten zumuten, aber nicht Leuten, die denken!»

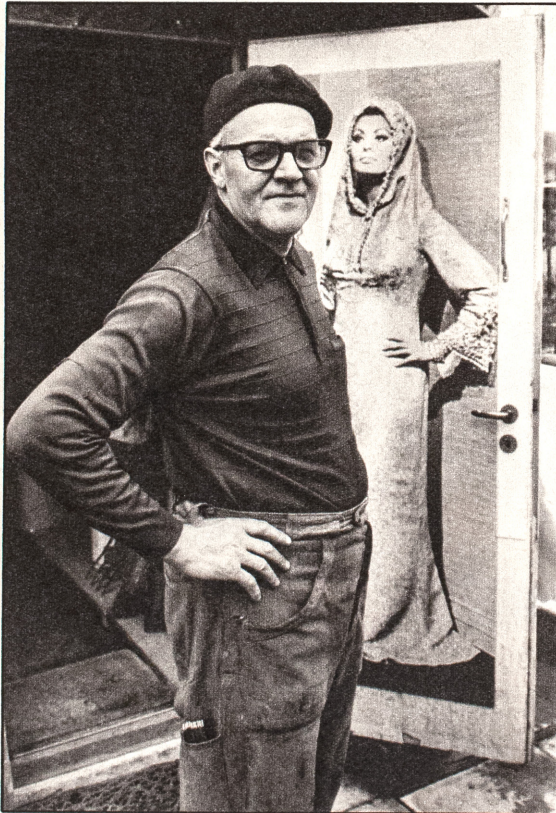
«Und für viele Alte ist es natürlich grauenhaft, die hatten bis jetzt eine Beschäftigung gehabt, ihr Gärtlein. Gerade dieser Achtzigjährige da drüben, der war alle Tage hier unten. Er sagte jeweils: das hält mich jung, ich bin tagtäglich an der frischen Luft, hab' etwas zu tun. Zum Neuaufbauen hat ein solch alter Mann keinen Mumm mehr, das ist ganz klar. Das ist verrückt!»

Diese Geschichte ist nicht aussergewöhnlich. In den vergangenen Jahren spielte sie sich immer wieder unter ähnlichen Umständen ab, und die Verbitterung der Betroffenen – es gibt solche, die sind schon drei- und viermal herumgeschubst worden – ist gross.





«Da wird immer vom Erholungswert der Gärten geredet . . .



. . . und wenn du etwas Rechtes hast, kannst du abfahren!»





Herdern, 9. Februar 1977:  
«Bodeneben abräumen, heißt es. Ein über achtzigjähriger Mann  
kann doch, gottverdammt, seine Hütte und seine Bäume nicht abräumen.  
Da sollten die doch soviel Verstand haben und sagen:  
Gut, wir lassen es sein, wir walzen es mit dem Trax zusammen.  
Aber nein, im Vertrag steht es so und Schluss!»